

Pionierhafte Schweiz

Paul Dominik Hasler
Büro für Utopien, Burgdorf

Vortrag FVGL, Dezember 07

Guten Abend meine Damen und Herren

es freut mich ausserordentlich, hier in diesem Kreis referieren zu dürfen, der schon von sehr illustren Persönlichkeiten aus Gesellschaft und Forschung beehrt worden ist. Ich bin mit meinen knapp 44 Jahren sicherlich einer der kleinsten Fische im schillernden Aquarium der Erkenntnis, doch soll es am heutigen Abend ja um Sie gehen und um die Frage, was wir alle zum Prozess der Erneuerung von Gesellschaft und Mitwelt beitragen können.

Es ist gerade eine Woche her, seit die Medien verbreitet haben, dass die USA nun doch ein Programm zur Reduktion des Energieverbrauchs bei Privatwagen vorgelegt haben, wohlgermerkt noch unter der Präsidentschaft von George W. Bush, der im Normalfall solche Nebenschauplätze kaum besucht. Kritiker merkten denn auch gleich an, dass es eine Frage der Umsetzung sei, ob nun aus diesem Wunsch auch wirklich eine Veränderung entsteht oder nicht. Offenbar ist es nicht selten, dass die Zukunft der Realität davon rennt oder gar nie auf sie gewartet hat.

Zwischen dem Anstoss, etwas verändern zu wollen und dem Durchschneiden des Bandes zu neuen Welten, besteht sehr oft ein grosser Graben. Dieser wird begründet von der gesunden Distanz zu all dem, was man nicht kennt und der eher ungesunden Trägheit, es gar nicht kennen lernen zu wollen. Das geht nicht nur den Amerikanern so, das trifft auf fast alle zu, ebenso auch auf uns Schweizer. Auch hier ist der Sinn für das Bestehende gut bis sehr gut ausgeprägt, wobei man zwischen den unterschiedlichen diesbezüglichen Gefühlslagen durchaus eine Nuancierung der Feinstofflichkeit treffen kann, um es einmal positiv auszudrücken.

Ich möchte heute Abend über Innovation und Interaktion reden, über Helden und Versager, über Welten und Gegenwelten und über weitere Dinge, die das Leben spannend und das Stehenbleiben unspannend machen. Es soll darum gehen, unsere Rolle als Schweizer innerhalb der kosmischen Schicksalsgemeinschaft zu hinterfragen und nachzufragen, warum wir es eigentlich so weit gebracht haben. Es soll ebenso darum gehen, uns etwas von der Sicherheit zu nehmen und uns etwas von der Innovationsfreudigkeit zu geben.

Was ist Innovation? Innovation ist ein Prozess, der von der Sicherheit temporär ein Stück Land einfordert, um darauf eine Art Gebäude erstellen zu dürfen; meist provisorisch, gezimmert aus ein paar geliehenen Vorstellungsbrettern und ein paar gefundenen geborgten Dachziegeln aus Idealismus, das bei ersten positiven Anzeichen des Nicht-Zusammenstürzens dazu benutzt wird, erstmal ein Verlängerungsgesuch zu verfassen betreffend weiterer Nutzung der Enklave des zu verfestigenden Lebensgefühls.

Was sich so anbahnt, ist ein gradueller Übergang von einem grossen sicheren Zustand in einen erneut grossen Zustand mit einer kleinen vorgelagerten Insel, die angesichts der restlichen Stabilitäten aber toleriert werden kann. Auch der Umstand, dass das neue Gebiet eine Insel ist, bietet Sicherheit, immerhin lässt es sich leichter kontrollieren, leichter wieder abgrenzen und bietet auch einfachere gesellschaftliche Erklärungsmöglichkeiten, sollte sich der Erfolg des Experimentes nicht eingestellt haben.

Diese Form der Innovation möchte ich als Insel-Innovation bezeichnen, da sie experimenteller Natur ist, eine Art Nebenwelt erschaffen kann, und auf diese Art einen ersten Raum erhält, um stattfinden zu dürfen. Das Festland, sprich die reale Welt, nimmt kaum Schaden, wenn es auf der Insel zu nicht vorgesehenen Betriebszuständen kommt, vorausgesetzt, man schmilzt nicht gerade Atome oder züchtet gesellschaftliche Antimaterie, was gelegentlich auch schon vorkam.

Insel-Innovation ist pionierhaft. Wir kennen eine Menge solcher Innovationsprozesse, und unser Land ist ein grosser Herd solcher kleiner Inseln, obwohl wir gar keinen Meeranstoss haben, vielleicht gerade deshalb. Die Schweiz hat schon immer die Kultur der gesellschaftlichen Normierung besessen, und ebenso diese Kultur der Aussenseiter, der Tüftler, der Abtrünnigen, Aussteiger, Idealisten und Querulanten. Über diese Fähigkeiten der Schweizer würde ich heute Abend gerne mit ihnen nachdenken. Denn es könnte sein, dass wir gemeinsam Gefallen finden daran, obwohl wir uns selber vielleicht eher der konventionellen Fraktion dieses Landes zurechnen.

Erlaubt sei aber auch die Frage, ob es neben der pionierhaften Innovation auch andere Innovationsformen gibt. Die Frage ist insofern berechtigt, als auch Länder vorwärts kommen möchten, die keine Schweizer unter sich haben... Ein typisches Land, das sehr unschweizerische Fortschritte erzielt hat, ist zum Beispiel die frühere Sowjetunion. Dort war die Innovation ein Programm und setzte, zumindest in der Theorie, an allen Individuen des Landes gleichzeitig an, um dann in einem kontrollierten Prozess in den neuen Zustand überzuführen. Sie hören an meinem Unterton, dass es nicht funktioniert hat, zumindest nicht so gut, wie es die Theorie oder der Parteichef versprach, aber das soll uns insofern trösten als auch unsere Form der Innovation nicht immer funktioniert hat; der Verschleiss an durchaus talentierten Pionieren war bisweilen enorm. Eine der Schattenseiten unseres übertriebenen Wertbewusstseins.

Wer also nicht pionierhaft ist, braucht einen kollektiven Ansatz, da niemand vorausgehen will. Es verwundert nicht, dass in diesem Zusammenhang die Legende von Winkelried in uns eine seltsame Form der Betroffenheit auslösen kann, offensichtlich spürt wie jeder Schweizer die Speere der Gleichgültigkeit in seiner dem Vaterland dargebrachten Innovationsbrust. Wären wir dem rein kollektiven Innovationsprozess zugewandt, so wäre diese Verherrlichung des Einzelgängers kaum je soweit gediehen; man hätte viel eher ein Denkmal des beim Innovieren verunglückten Kollektivmitgliedes erstellt. Unfallverhütung als eine

Form der kollektiven Innovationsverhinderung. Pioniere sind immer lebensmüde.

Aber auch die Schweiz kennt den kollektiven Ansatz und er ist für uns wichtiger als wir glauben. Als im März 1983 der Wald anfang zu sterben (was er glücklicherweise wieder aufgegeben hat, wahrscheinlich um sich besser auf die auf uns zukommenden Naturkatastrophen vorzubereiten), stand die Diskussion im Raum, ob wir mit unseren Autos auch 100 auf Autobahnen fahren können, oder ob das nicht geht. Und obwohl es zu dieser Zeit durchaus schon Personen gab, die dies erfolgreich praktizierten, hat sich diese Herangehensweise an die Frage nicht durchgesetzt. Man war sich weiterhin unschlüssig, forderte zuerst den Bundesrat dann sich selber als Volk zu einer Abstimmung, die im typisch schweizerischen Kompromiss dann die Lösung mit den 120km/h zu Tage förderte. Hier also waren es nicht die Pioniere, die eine Veränderung eingebracht haben, sondern das Kollektiv. Nebenbei hat sich auch das Lager der Befürworter für Tempo 100 schnell wieder aus der angelegten Insel zurückgezogen, indem in der Praxis dann niemand Lust hatte, für sich alleine 100 zu fahren.

Innovation ist ein gesellschaftlicher Prozess, auch wenn er sich oft um ungesellschaftliche Dinge dreht, wie Mobiltelefone, Flachbildschirme oder noch flachere Bildschirme. Wir übersehen gelegentlich, dass Innovation ohne die Gesellschaft eigentlich kaum einen Sinn macht, ausser vielleicht, man erfindet etwas für die Katzen und Hunde, aber auch die sind Teil der Gesellschaft. Und sogar die Natur, hat man der Gefühl, wird auf eine sonderbare Weise von der Gesellschaft vereinnahmt, wenn es darum geht, sie retten zu wollen oder ihr zumindest eine schöpfungswürdige Restzeit zu beschern. Die Gesellschaft ist Ziel und meist Gefäss der Innovation. Man produziert für sie und man produziert durch sie. Sie ist auch bei technischen Innovationsprozessen letztlich eine Art Brutkasten, denn die Adaption des Neuen muss durch sie geschehen, meist über den Markt, gelegentlich über die Politik, in neuester Zeit auch über die Marktpolitik oder den Politikmarkt.

Neben dem Pionierhaften spielt also das Kollektive immer eine Rolle. Der Pionier, der Pionier bleibt und keine Nachahmer bekommt, ist ein Exot, eine Art gesellschaftliche Enklave und erzeugt so keine Innovation, wobei ich als Utopist bei dieser Beurteilung schon sehr vorsichtig bin, denn für uns Schweizer sind es oft die Gegenwelten, welche uns besonders beschäftigen; also das, was wir auf keinen Fall möchten, das, was unendlich weit von unseren Tugenden entfernt scheint, das, was uns so herrlich in Kontrast treten lässt zu unserer zum Teil ausladenden Langeweile. Gegenwelten sind ein Stück Innovation und der erfolglose Pionier ein wesentliches Element unserer eigenen Lebenswahrnehmung.

Gegenwelten sind Utopien, im Sinn des Wortes. Sie beschreiben oder begründen einen Ort, den es nicht gibt, nicht geben sollte, nicht geben kann, nicht geben darf etc. Der „Blick“, unsere auf Hüfthöhe positionierte Nationalzeitung und seine speicheltriefenden Überschriften sind letztlich voller Gegenwelten: Unorte der Gesellschaft, Abgründe des

guten Geschmacks, Irrwege der Entwicklung, Absurditäten des Alltags, Launen der Aberwitzigkeit dieses verrückten Planeten, die uns deshalb so gut tun, weil sie uns anzeigen, wo wir stehen bzw. eben nicht stehen wollen und uns so auf billige Art eine Meinung zukommen lassen, gerade dann, wenn es schwer fällt, eine eigene zu generieren, was nicht nur Blick-Lesern zuweilen schwer fällt. Aber die Gegenwelt tut diesen Dienst gerne. Sie lässt sich gerne dazu gebrauchen, in einer gewissen Blickrichtung (erneut diese Zeitung) eine Unbestimmtheit aufzufangen, anhand von Extremen einzumitten, anhand von Unmöglichkeiten Mögliches aufscheinen zu lassen. Und sei es nur, um der Normalität nach all den geistigen Exzessen ins Denkbare und Mögliche wieder ihren unangefochtenen Siegerplatz unter allen Realitäten zuzuweisen. Was gibt es gerade für den Schweizer Beruhigenderes als die Gewissheit, dass das völlig Alltägliche, ja bisweilen zur Langweiligkeit neigende und ins Ereignislose ausufernde eben doch der Ort ist, der in sich drin am meisten dessen birgt, was man bei genauerer Betrachtung aller Alternativen als wirklich lebbar eingestuft hat. Einfacher gesagt: man kaschiert seine eigene Passivität durch den Hinweis auf all das, was schief gehen kann, wenn man nicht passiv ist. Mir ist ein Zitat eines Nicht-Schweizers hierzu im Ohr: „Die Probleme beginnen damit, dass man nicht zu hause bleiben kann“. Blaise Pascal. Er hat die Mathematik revolutioniert, eines der Innovationsfelder, die wenige gesellschaftliche Berührungspunkte hat und daher auch die Frage zulässt, ob man es überhaupt als Innovation bezeichnen soll und nicht einfach als „Entdeckung“ oder „Forschung“

Diese Verbindung von Innovation und Gesellschaft ist bedeutsam, weist sie doch auf eine Art Reifeprozess hin, eine Art Wachstum, das wie bereits beschreiben, an irgendeiner Ecke beginnt und dann über interessante Mechanismen den ganzen sozialen Organismus einbezieht. Der Wandel von einer rauchenden in eine nicht rauchende Gesellschaft zum Beispiel ist so ein Prozess. Und da er noch so aktuell ist, lässt er sich exzellent beobachten, fast schon stichprobenhaft erforschen, indem es so viele Raucher gibt, die zudem so gut in die Gesellschaft integriert sind, dass man sie ob ihrer Einstellung zur Sache befragen kann. Dabei merkt man, dass diese Form der Innovation eine enorme gesellschaftliche Dynamik mit sich bringt, die sich aus unterschiedlichen Quellen speist, zum Beispiel aus dem Verhalten des Auslandes in diesen Fragen. Das Endresultat ist eine kulturelle Verschiebung, also eine Verschiebung der Gesamtheit der Handlungsmuster in einem gewissen Kontext.

Kulturelle Verschiebungen sind eine alltägliche Sache, aber eher in graduellen Mass. Wir ändern unsere Kultur dauernd ein wenig; wer jugendliche Kinder hat, merkt das wohl am stärksten. Merken es plötzlich alle, spricht man von Paradigmenwechseln und veranstaltet Tagungen dazu. Kulturelle Verschiebungen sind insofern spannend, weil sie Neuland schaffen, also Raum bieten für die gesellschaftliche Innovation.

Manch eine eher technisch gelagerte Sichtweise würde der gesellschaftlichen Innovation im ersten Moment nicht die Bedeutung zugestehen, die ich hier zu skizzieren versuchte. Gerade die Schweiz, die Innovation oft in Verbindung mit einer neuen

Uhrenfunktion wie der Anzeige von Achtelsekunden oder der Mondphase auf Hawaii aufgenommen hat, ist vielleicht verblüfft über die Behauptung, dass fast alle technischen Innovationen zum Teil oder ganz durch gesellschaftliche Innovationen wettgemacht werden können. Das trifft natürlich nicht auf beschriebene Uhrenfunktionen zu, die man schlicht braucht für ein erfülltes Leben, sondern mehr auf scheinbare Notwendigkeiten wie eine dritte Spur auf der Autobahn zwischen Zürich und Bern. Oder um beim Verkehr zu bleiben; die intelligente Strasse, was immer auch das sein mag.

Beide technischen Errungenschaften ermöglichen letztlich etwas, das ein Stück weit eine gesellschaftliche Trägheit sanktioniert, sie also überhaupt erst möglich macht. Wäre die Gesellschaft aktiver, also innovativer, könnte ihre bestehenden Verhaltensweisen leichter anpassen, so wären gerade solche Eingriffe oder Erfindungen nicht nötig, weil sie auf der Ebene des Verhaltens erledigt würden. Intelligente Strassen braucht man letztlich, weil deren Benutzer nicht genug intelligent sind, um es etwas platt zu sagen. Handys braucht man, weil die Leute zu zerstreut sind, um sich die Dinge zuhause zu sagen, um es noch platter zu sagen.

Die gesellschaftliche Innovation ist das Einsatzfeld meines etwas exotischen Unternehmens, dem Büro für Utopien. Der Name besagt, dass jemand ernsthaft daran sitzt, Gegenwelten zu entwerfen, sie wohlmöglich auch zu verkaufen und das alles in einem beheizten Raum von bekannter gutschweizerischer Beflissenheit. Daher „Büro“.

Das trifft alles zu. In der Tat ist es so, dass meine Auftraggeber oder Auftraggeberinnen durchaus Interesse daran haben, dass ich Gegenwelten generiere. Vielleicht ist es nicht gerade das, was sie bei mir einkaufen wollen, denn sie kommen meist aus einer gesellschaftlichen Perspektive zu mir, indem sie zum Beispiel eine Stadt planen oder zumindest ihre Positionierung neu aufbauen. Dazu braucht man keine Gegenwelten im eigentlichen Sinn, denn die Stadt existiert ja schon. Andererseits ist gerade der Umstand, dass sie schon existiert, und eben viel zu stark existiert, Anlass genug, um zum Extrem zu greifen und sie mit Gegenwelten kollidieren zu lassen, zumindest im öffentlichen Diskurs, natürlich künstlerisch kommunikativ so weit aufbereitet, dass es eine kreative Kollision gibt und keine rein deformative. Denken Sie an Luzern, so können Sie sich durchaus vorstellen, welche Wucht der Konfrontation es bedürfte, um dieser Stadt einen anderen Nimbus als den der Leuchtenstadt am Vierwaldstättersee zu geben. Es gibt keinen Grund, das zu tun, der See ist da und alles leuchtet, aber es gibt vielleicht einen anderen Grund, in Luzern über Identität nachzudenken und dort mit gesellschaftlichen Werten zu arbeiten.

Wenn Sie sich zur Aufgabe setzen, eine Gesellschaft zu verändern, was per se unzulässig ist, auch für Utopisten, oder gerade für sie, dann stellen Sie sich natürlich die Frage, wie Sie es anstellen sollen. Sie merken dann auch sogleich, warum es unzulässig ist, die Gesellschaft zu verändern, denn die Gesellschaft verändert sich selber. Aber Sie können, wenn Sie geschickt genug sind, Fahrten zu einer neuen Gesellschaft legen, die so interessant, verführerisch

oder überzeugend sind, dass Ihnen die Gesellschaft dorthin folgt. Zumindest teilweise. Immerhin müssen Sie dann auch etwas zu bieten haben, und das ist schwer aus bekannten Gründen.

Die Gesellschaft zu verändern oder ehrlicher gesagt zu einer Veränderung zu verführen, ist eine Kunst, der natürlich nicht nur die Utopisten nachgehen, sondern auch andere zweifelhafte Gruppierungen wie die Politiker, die Werber oder die Frauen. Dabei muss ich gleich sagen, dass alle drei durchaus ehrenwerte Motive für ihr Anliegen haben und zum Teil auch erfolgreich sind, vor allem letztere. Dazu gleich mehr. Politiker sind trotz ihrer notorischen Verlogenheit viel zu ehrlich, um erfolgreich zu sein als Gesellschaftsverführer. Ihre Ziele sind zu direkt, zu unsexy, bedeuten vor allem ihnen selber etwas und erweisen sich in der Detailberatung obendrein als so schwerfällig, dass niemand damit ernsthaft in eine neue Welt aufbrechen will. Die Gesellschaft sieht schlicht keinen Grund darin, sich von einem überregulierten Zustand A in einen überregulierten Zustand B verwandeln zu wollen. Das mag für viele Politiker letztlich eine grosse Enttäuschung darstellen, weshalb es fast nur Realpolitiker gibt, alle anderen kaufen sich Rebberge in der Toskana, wo sie ihre Vision selber umsetzen, zumindest im idellen Bereich.

Bei den Werbern ist die Verführung insofern spannender, weil sie Gefühle und damit viel härtere Realitäten in uns ansprechen. Die Verführungen sind aber nur von temporärem Nutzen und teilweise dermassen überhöht, dass man kaum daran glauben kann, dass Menschen ihr Leben aufgrund ihrer Verheissungen verändern würden. Umgekehrt sind die Werber das älteste Gewerbe der Welt und nicht schlecht auf ihrem Gebiet. Und eine Gesellschaft, die sich nach Zerstreuung sehnt, ist bei ihnen in besten Händen.

Von allen Verführern habe ich die Frauen am liebsten. Ihre Vision der Gesellschaft ist wahrlich revolutionär, nicht weil sie dazu ein Programm hätten, sondern weil es eben keines gibt. Gerade weil unsere Welt so männlich geprägt ist (ich verkneife mir jetzt kräftigere Bezeichnungen), ist ihre innere Konstellation von „nicht-männlich“ derart stark und gesellschaftlich relevant. Die bekannte Art der Verführung funktioniert denn auch sehr gut, wobei man hier letztlich von einer Aneinanderreihung von glücklichen Einzelfällen reden muss, solange sich die Gesellschaft der Dimension nicht bewusst ist, die durch das Weibliche in unsere Leben tritt. Und diese Dimension ist enorm.

Gesellschaftliche Innovation beschreibt also auch eine Art Übergang von etwas Bekanntem in etwas Unbekanntes hinein, wobei ich zur Verdeutlichung vielleicht die Adjektive „denkbar“ und „undenkbar“ nehmen muss, um anzuzeigen, worum es mir geht. Das Weibliche hat darum keine Bedeutung in unserer Gesellschaft, weil wir es nicht sehen können. Es ist für unsere Lebenswelt transparent. Frauen als Frauen haben darum keinen Platz in der Gesellschaft, weil man sie nicht erkennen kann. Man kann eine Frau in einer Betriebsleitung nicht brauchen, weil man sie nicht wahrnimmt als solche. Erst wenn sie ein Mann ist, geht es, wobei ich hier nicht von einer Geschlechtsverschiebung sondern von einer Verhaltensverschiebung rede.

Wir sind mitten in den Utopien gelandet, und ich entschuldige mich dafür. Wenn sie mich fragen würden, was wäre ein spannendes Innovationsziel für die nächsten 500 Jahre, so würde ich sagen „Weiblichkeit“. Natürlich müsste man noch mehr dazu sagen, aber als erste Grobofferte meines Unternehmens würde ich es so stehen lassen.

Die Utopie ist eine Gegenwelt und nicht sichtbar, sonst wäre sie keine. Wir können oft nicht sehen, was unsere Pioniere so wertvoll macht, weil wir sie nicht erkennen können. Wir sehen nur Unwirkliches, Unsinniges, Chaotisches, Konzeptloses. Erst im Nachhinein werden die Welten sichtbar, die diese Leute aufgebaut haben, sofern sie je soweit gekommen sind. Sie können sich auch vorstellen, wie hart es sein kann, in einer Welt leben zu wollen, die von aussen nicht verstanden, ja sogar missverstanden und diskreditiert wird. Wir Schweizer sind leider trotz des massierten Auftretens von Pionieren keine Musterschüler im Umgang mit ihnen. Und manch einer hat gesagt, dass die Schweiz an einem anderen Ort wäre, wenn sie es verstanden hätte, anders mit ihren Pionieren, Vordenkern, Künstlern und Querulanten umzugehen. Stattdessen haben wir den Umgang mit anderen Querulanten und Steuerflüchtlingen aus dem Ausland geübt, was ja auch ein Verdienst ist...

Der Umgang mit nicht-sichtbarem ist eine Besondere Sache. Natürlich kann man in erster Linie von Toleranz reden, was sicherlich ein erster Ansatz ist. Spannender aber ist der aktive Umgang damit, das sich Annähern, das Abspüren und letztlich die Transformation. Denn bei allem Gespenstischen, das den Utopien innewohnt: zurück kommen Sie immer. Sie können immer zurückblicken auf das, was sie soeben als Normalität zurückgelassen haben, und sie können sich auch frei entscheiden, ob sie es wieder zurückhaben wollen, oder ob die eben betretene Gegenwelt nicht doch etwas in sich trägt, das sie nicht mehr missen möchten.

Dieses Annähern an das Unsichtbare ist eine soziale oder persönliche Kompetenz. Der Umgang mit anderen Realitäten ist eine Herausforderung für Gesellschaft und Individuum. Das kommt wie erwähnt daher, dass Sie diese anderen Welten nicht erkennen können. Wenn jemand aus der Türkei ein Kopftuch trägt, so können Sie nicht wirklich erkennen, was das ist. Sie sehen das Kopftuch, aber das ist es ja nicht. Am heftigsten wird dieser Graben zwischen jetzt und später in den persönlichen Bereichen, und dort vor allem in Beziehungen. Wie oft denkt man sich doch, dass man gerne die ein oder andere Gewohnheit ablegen würde. Und man weiss auch wieso. Man ist sogar überzeugt davon, dass man es tun will. Aber es geht nicht. Warum nicht? Weil Sie sich selber noch nicht erkennen können. Sie müssen wie durch den Spiegel gehen, aber sie sehen nur sich selber. Um aber jemand neues zu sein, und darum geht es letztlich, müssen Sie einen Schritt in etwas hinein tun, das es noch nicht gibt, oder das noch nicht erkennbar ist. Das macht es so schwierig. Innovation wird dort zum Kern dessen, was es ist: Transformation. Sie können nicht mehr einen Schritt nach vorne tun, sondern Sie müssen sich transformieren. Das ist eines der Wunder dieser Welt und dieser Vortragszyklus hatte schon viele Gäste, die eine Menge darüber erzählen konnten.

Ich will bei der Innovation bleiben, auch wenn ich als ehemaliger Elektroingenieur ein leidenschaftlicher Transformator bin. Die gesellschaftliche Innovation ist eine derart zentrale Grösse, dass man ihr zumindest ein Bundesamt und einen Sitz in der UNO zukommen lassen müsste. Und indirekt hat sie das auch. Alle Bundesämter arbeiten auch daran, gesellschaftliche Entwicklungen vorzubereiten oder zu ermöglichen. Zwar drückt sich das oft in mehr sachbezogenen Aktivitäten aus, der Kern ist aber gesellschaftlicher Natur. Auch ein Bundesamt für Strassen will letztlich nicht die Strasse sondern die Mobilität der Menschen. Und auch da vor allem die konsensuale Mobilität, also eine Art Kulturerrungenschaft, indem wir uns möglichst nicht totfahren, wenn wir von A nach B wollen.

Das ist nicht trivial, denn wir fahren uns zu Tode. Und Verkehrsunfälle sind fast immer Gegenstand einer persönlichen Werthaltung, die man ändern kann. Das tönt jetzt vielleicht überheblich, aber wer ist es denn, der bestimmt, wie schnell sie in eine gewissen Verkehrssituation fahren, die bekanntermassen immer Gefahren birgt? Sie treffen einen Kompromiss zwischen Ihren Interessen und den Gefahren. Je nachdem wie der Kompromiss aussieht, kommt es zum Unfall oder nicht.

Es ist eine Frage der Kultur, wie wir diesen Kompromiss bilden. Und solange wir unsere Lebensqualität eingeschränkt fühlen, werden wir den Kompromiss nicht weiter zuungunsten unserer sogenannten Freiheiten machen, wobei ich diesen Begriff nicht weiter durchleuchten will, da er doch recht delikat ist. Aber der Kompromiss muss gemacht werden, dauernd. Sie können nicht nicht entscheiden, wer sie sind. Sie müssen es nicht aktiv tun, die Folge davon ist aber aktiv. Sie fahren ein Kind tot, obwohl sie das gar nicht wollten. Aber sie wollten auch keine andere Grundhaltung annehmen, was das Fahren auf Quartierstrassen angeht. Sie haben den Kompromiss nicht überarbeitet, weil sie sich gesellschaftlich gedeckt fühlten. Alle machen das so.

Gesellschaftliche Innovation ist daher so spannend, weil sie versucht, solche Kompromisse zu hinterfragen und zu verschieben. Um zurückzukommen auf unsere drei Verführenden Berufsgruppen, könnte man folgende Konzepte hierfür anführen: die Politiker würden es über die Vernunft versuchen. Sie würden Ihnen versuchen zu erklären, warum es besser für uns alle ist, wenn Sie langsamer durch Quartierstrassen fahren. Sie würden Pro und Contra aufzeigen (wobei sie es meist beim Pro belassen) und sie würden Ihnen mögliche Wege aufzeigen, wie man das ganze gesetzlich regeln könnte. Wie gesagt, sehr unsexy und auch wenig erfolgreich.

Die zweite Gruppe, die Werber, gehen schon viel schlauer vor. Sie würden ihnen ein Lebensgefühl verkaufen, in dem das Langsamfahren eine neue Qualität erhält. Sie würden Autos dazu entwickeln, die sich mit höchstem Genuss und 25km/h über eine Strasse bewegen lassen. Sie würden jede Menge Zubehör für dieses Lebensgefühl anbieten, das Sie alles noch extra kaufen müssten: Nackenhalter, Fusskühler, Fahrtwindverdoppler. Sie würden ein riesen Geschäft machen. Aber sie würden Ihre Haltung

nicht ändern. Sie hätten nur Ihre Schwächen ausgenutzt.

Die dritte Gruppe hingegen, die Frauen, würden dem ganzen eine andere Logik geben. Bei ihnen könnten Sie vielleicht gar nicht mehr durch diese Strasse fahren, weil es in ihren Augen keine Notwendigkeit dafür gibt. Sie würden auch nicht versuchen, eine Ihrer Schwächen so weit zu manipulieren, damit sie das tun (was sie ja ansonsten gerne tun). Die Frauen oder besser gesagt die weibliche Sichtweise würde eine andere Welt skizzieren, die zwar diesen Vorteil oder diese Freiheit des schnell durch eine Quartierstrasse Fahrens nicht mehr böte, dafür aber andere Freiheiten und Möglichkeiten. Sie würden ein Restaurant betrieben an der Stelle, wo die Strasse war.

Sie sehen und erkennen das bekannte Spektrum der gesellschaftlichen Innovation, wobei der ersten Form Innovation ein Vernunftentscheid oder Moralentscheid vorangegangen war, der zweiten ein Lust- oder Gefühlsentscheid und der dritten eine Transformation. Der dritte Weg ist also Gehirnwäsche, wenn Sie so wollen; kein Wunder gibt man dem Weiblichen keine wichtigen Rollen in der Gesellschaft.

Die drei Formen der Innovation sind von unterschiedlicher Nachhaltigkeit. Vernunftentscheide bröckeln spätestens dann, wenn es keinen gesellschaftlichen Konsens mehr gibt, sprich die Motivation einbricht, es alleine weiter zu praktizieren. Gefühlsentscheide sind stabiler, weil sich das Gefühl im Normalfall immer wieder einstellt, an dem eine gewisse Entscheidung aufgehängt ist. Blöd, wenn sie erwachsen werden, und nicht mehr ganz so gefühlsgesteuert.

Die dritte Form der gesellschaftlichen Innovation ist die stärkste und die einzig wahre (das andere waren eher Verhaltensänderungen). Hier treten Sie von einer in sich stimmigen Sichtweise in eine neue, wobei Sie die alte nicht vermissen, weil Sie etwas neues, besseres als Ersatz erhalten haben. Auch hier brauchen Sie den gesellschaftlichen Konsens, um stabil zu sein, ausser Sie sind eine sehr geläuterte Person, die weiss, warum sie ihre Meinung geändert hat und auch dabei bleiben kann. Aber dann wären Sie schon fast ein Pionier...

Wenn wir einem geglückten Innovationsschritt unterstellen, dass er in einen neuen stabilen Zustand führt, in dem sie die Gesellschaft wieder wohl fühlt (oder ähnlich unwohl wie vorher), dann sind Vernunfts- und Moralentscheide zwar ein möglicher Einstieg aber niemals die Innovation in sich. Auch das Zähneputzen bei ihrem Kind hält als Moralvorsatz nur solange an, wie Sie daneben stehen.

Wenn Sie es schaffen, ein neues Verhalten auf eine Einsicht abzustützen, die sich gut anfühlt, sind Sie schon viel weiter. Das Kind würde dann auch alleine die Zähne putzen, weil es weiss, dass sich damit besser Lachen lässt. Aber auch dieser Zustand ist nicht ausreichend stabil, obwohl das gelegentlich angenommen wird. Der Mensch ist zwar ein Gefühlswesen, aber gottlob nicht nur. Und auch kein reines Vernunftswesen. Er ist neben all dem auch ein Wahrheitswesen. Er ist letztlich etwas höherem verpflichtet als den Gefühlen und der Vernunft. Und wenn Sie an diese Instanz appellieren und erhört werden, können Sie sehr stabile Zustände schaffen.

An die Wahrheit zu appellieren, ist eine schwierige Sache, denn wir nehmen sie weder über die Vernunft (Intellekt) noch über die Gefühle auf. Wir wachsen in sie hinein. Sie ist ein spiritueller Weg. Wenn eine Volksgruppe konfliktfrei mit einer anderen in gleichen Stadtteil leben soll, so werden Vernunft und Gefühl weniger stabil sein als die erlebte Einsicht, dass beide Lebensweisen sich vertragen, wenn man in ihnen eine höhere Wahrheit erkennen kann. Friede ist ein spirituelles Gut.

Es kann nicht erstaunen, dass gesellschaftliche Innovation zu Spiritualität führt. Es wäre im Gegenteil traurig, wenn sie es nicht mehr täte, nachdem das Jahrtausende lang der Fall war. Immerhin haben alle Religionen als Hauptinhalt die gesellschaftliche Innovation, das Zusammenleben auf der Erde gesehen und es mit mehr oder weniger zulässigen Mitteln auch angestrebt.

Dieses Anliegen ist nach wie vor zentral, und es ist gut, dass in der weltlichen Welt auch weltliche Kräfte dafür eintreten, indem sie die Koexistenz der Menschen als zentrales Gut für alle Entwicklungen erkennen und fördern. Auch die Natur kann erst überleben, wenn wir uns in Frieden verständigen.

Vom Makro zurück ins Mikro. Was kann ich tun? Wie kann uns das Pionierhafte helfen, leichter in solche Innovations- oder Transformationsprozesse zu gelangen? Welche Haltung hilft uns, unser Leben im gesellschaftlichen Sinn innovativ zu gestalten? Ich will dazu eine Rolle herausheben und betrachten. Sie hat zwar in den letzten Jahrzehnten etwas gelitten, was aber nicht heisst, dass sie sich wieder erholen könnte. Es handelt sich um die Kunst.

Die Kunst ist ja dazu da, Gegenwelten zu erschaffen oder Elemente der jetzigen Welt sichtbar zu machen, wobei sich das auf alle Ebenen der Realität bezieht, was Kunst bisweilen etwas metaphysisch anmuten lässt. Kunst wird zum Störfaktor innerhalb der Realität, indem sie ein anderes Bild als das Gewohnte generiert (das man oft auch kaufen kann) und damit mit einer Aussage über das bisher Gewohnte aufwartet (die nicht immer einleuchtet).

Sie wird so eine Botschafterin des Noch-nicht-existierenden oder eine Aussage über eine Gegenwelt. Sie macht die Realität quasi transparent, lässt durchscheinen, was auch noch sein könnte. Das kann sehr subtil sein. So ist schon das Bild eines Sonnenuntergangs eine Art Gegenwelt, denn in unserem Alltag geht die Sonne unter. Hängt sich jemand einen Sonnenuntergang ins Zimmer, hat er einen besonderen Bezug zur Gegenwelt des ewigen Sonnenuntergangs geschaffen, was immer auch das bedeuten mag. Jedenfalls ist das nicht ganz normal, und das ist gut so. Die Kunst ist einer der elegantesten Wege, der Normalitätsfalle zu entkommen und neue Welten anzulächeln. Kein Wunder, sind wir Schweizer ausgekochte Kunstliebhaber.

Leider hat die Kunst selber etwas Nachgelassen beim Suchen von Gesellschaftlichen Wegen zur Innovation. Sie nimmt sich oft mehr als Bunte-Hund-Instanz wahr als uns zu neuen Spuren zu verhelfen. Trotzdem ist ihre Rolle am Rande der Realität richtig. Sie kann ohne

gleich von der Vernunft zurückgepfiffen zu werden über Noch-nicht-Existierendes nachdenken, es sogar skizzieren oder zu einem innerlichen Ausflug dorthin einladen. Ohne Kunst wäre manchem Menschen die Schweiz zu eng.

Es wäre eine kulturelle Offensive wert, dieser Rolle der gesellschaftlichen Randbegehung wieder mehr Bedeutung zu geben. Das kann von der Kunst selber aufgenommen werden, das könnte an sich aber auch von anderen Kräften in der Gesellschaft gemacht werden, die sich künstlerische Qualitäten zugestehen. Denn Kunst ist kein Beruf sondern eine Lebenshaltung. Sie kann überall einfließen, auch im Alltag, wobei ich weniger an das Aufhängen von Manets und Rolf Kries denke, sondern mehr an das Ausweiten der Realität durch kleine künstlerische Impfungen derselben. Nur schon ein Briefschluss, der leicht anders daher kommt, kann beim Empfänger den Eindruck erwecken, dass eine neue Zeit angebrochen ist. So versteift sind wir Schweizer nämlich.

Diese Form der kleinen künstlerischen Impfungen der Alltags würde ich als mikropionierhaft oder als Mikroheldentum bezeichnen. Sie sind hochgradig geeignet die Realität als Ganzes zu verändern. Es gibt gelegentlich ganze Bewegungen, die sich dieser Art der zärtlichen Subversion widmen, so zum Beispiel die Organisation SSSSH!, die weltweit 40'000 Mitglieder hat, die täglich im Verborgenen eine kleine gute Tat vollbringen. Andere Ideen reden von der positiven Anarchie, der gesellschaftlichen Homöopathie und so weiter. Allen gemein ist die Überzeugung, dass die Gesellschaft nicht nur durch Programm, Konzepte und globale Spieler (Global Player) verändert wird, sondern auch durch die Initiative des Einzelnen, seine zärtlichen Zweifel an der Unverrückbarkeit der Realität und sein künstlerisches Einbringen von leichten Verschiebungen derselben. Auch hier wieder ein Querverweis auf das Weibliche. Wenn Frauen dauernd Kerzen anzünden, so heisst das nicht anderes, dass sie auf zärtliche Weise die etwas zu harsch geratene Realität des Männlichen hinterfragen.

Es wäre interessant, vermehrt gesellschaftliche Werkzeuge zu entwickeln, welche ein Interagieren mit neuen Welten oder ein Hinterfragen der Bestehenden zulassen. Dabei geht es nicht darum, sich auf eine fiktionale Zukunft einzustimmen, sondern Potentiale zu nutzen, die in uns drin stecken. Das sind meist banale Dinge: Beziehungsfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit, gemeinschaftliche Projekte, neue Wohnformen, neue Verwaltungsformen, neue Besitzformen. Gerade hier wäre das verschmitzt Subversive der Kunst wertvoll, das sich nicht gleich der Diskussion um Sinn oder Unsinn einer gewissen Versuches stellen muss. In einer Stadt gäbe es also ein Cafe, wo sie mit Kultur zahlen müssen, die sie aber vor Ort erstellen dürften. Es gäbe auch eins, wo sie nur zu zweit etwas trinken können, wobei sie nur alleine kommen dürfen. Vielleicht gäbe es auch eines, wo nur Depressive etwas trinken können, schweigend natürlich, bei gedimmter Beleuchtung. Kunst ist in wundervoller Weise geeignet, unsere Käfige des guten Benehmens und der gegenseitigen Normierung aufzuweiten. Ich freue mich auf eine Generation Künstler, die ihre Zeit nicht mehr in Museen vetrödeln.

Man darf das Künstlerische oder Pionierhafte nicht belächeln. Es ist gerade unsere etwas steif geratene Gesellschaft, die sich gerne lustig macht über solche Experimente der Zwischenmenschlichkeit. Dabei wissen wir alle, wie fundamental zum Beispiel das Begegnen ist, und wie unendlich schwierig. Fassen sie ihrem Nachbarn hier im Raum einmal zärtlich an die Wange, dann wissen Sie, was ich meine. Unsere Gesellschaft ist nur scheinbar dicht gepackt; in Wahrheit besteht sie voller Hohlräume, die wir nicht ausfüllen. Wir nehmen die Möglichkeiten nicht wahr, die sich uns aus der Koexistenz bieten. Im Gegenteil: Wir verlieren uns in endlosen Hilfskonstruktionen, damit wir die Hohlräume nicht füllen müssen. Kontakte sucht man übers Internet, Abenteuer erlebt man in der Spielkonsole, Alte schiebt man ins Altersheim und Depressive füttert man mit Chemie. Nur schon das nächste und einfachste in einer Gesellschaft, die gegenseitige Wahrnehmung, Begegnung und Wertschätzung überfordert uns. Und ich habe auch kein Schulfach gesehen, das uns gesellschaftliche Kompetenz im eigentlichen Sinn beibringen würde.

Gesellschaftliche Kompetenz könnte man mit Bewegungsraum umschreiben. Eine erhöhte Gesellschaftliche Kompetenz würde ihre Bewegungsfreiheit und ihre Handlungsoptionen erhöhen. Es wäre leichter, Kontakt aufzunehmen, und Fragen auszutauschen. Man würde sich stärker wahrnehmen. Es wäre leichter und fruchtbarer, sich zu streiten. Man würde sich stärker umeinander kümmern. Man wäre frecher. Man wäre flexibler, toleranter, denn man wüsste mehr über den anderen. Man wäre auch eher bereit, etwas zu unternehmen, denn man wäre ja im Bild. Man würde sich kennen, nicht persönlich, sondern menschlich.

Sie sehen, dass ich Dinge beschreibe, die im ersten Moment schön und gut und beim näheren Hinsehen essentiell und grundlegend klingen. Eine Gesellschaft, die an sich arbeitet, schafft sich Raum, auch individuellen Raum. Das, was unsere Schweiz also so eng macht, ist vor allem Faulheit. Würden wir mehr Energie in den sozialen Raum investieren, würden wir bald merken, dass es wesentlich mehr Platz hat, als angenommen. Sie erleben das immer, wenn ein Störfaktor von aussen eintritt, und die Leute sich gegenseitig helfen oder beistehen müssen. Seilbahn verklemmt, Zug verspätet, Auto kaputt. Die Schweizer sind ein wunderbares Volk. Am Schluss sitzen sie bei jemanden zu Hause und essen Fondue.

Man kann solche Qualitäten kultivieren, aber es braucht ein höheres Ziel. Nicht ohne Grund sagt der ungebildete Schweizer „ich bin doch nicht Pestalozzi“. Ist er nicht, denn Pestalozzi hatte ein höheres Ziel und konnte darum wesentliche mehr unternehmen im gesellschaftlichen Raum. Die Angst, von anderen ausgenutzt zu werden ist immens. Sie rührt daher, dass wir selber an nichts glauben. Wir sind nicht aufgehoben in einer höheren Logik, die unabhängig vom Ausgang unserer Bemühungen ein Lob für uns bereithält, eine persönliche Genugtuung, es eben doch gemacht zu haben. Wir denken immer, dass die Gesellschaft uns belohnen sollte für unsere Anstrengungen, aber das stimmt nicht. Das ist kein guter Ansatz. Zudem sind die Schweizer allergisch auf diese Haltung. Wir mögen keine Strahlemänner.

Also gehört zur gesellschaftlichen Innovation meist auch eine Portion gemeinsame Kraft, die über das Individuelle und Gesellschaftliche hinausweist. Unsere Bundesverfassung beginnt schliesslich auch nicht mit der Präambel „für uns“. Das wäre fatal. Sondern sie beginnt im Bewusstsein, dass es eine höhere Verbindung braucht, um aus einer Gesellschaft etwas werden zu lassen. Sie ist sich durchaus bewusst, dass gesellschaftliche Innovation eine Vision braucht, um nicht zum allzu menschlichen Bühnenstück zu werden.

Ziel dieser Arbeit, die zu leisten wäre, ist die soziale Befähigung. Sie macht uns kräftig unseren Wünsche, Zielen und Idealen gegenüber. Sie macht uns auch kräftig unseren Mitmenschen gegenüber. Es ist nicht so, dass eine schwache Gesellschaft eine rücksichtsvollere Gesellschaft wäre. Wer selber lustvoll lebt, kann das auch anderen zugestehen.

Haben wir uns vom Thema entfernt? Nein. Gesellschaftliche Innovation, soziale Kompetenz, globale Entwicklung ist nur möglich, wenn die Menschen im Inneren zufriedener, fähiger, kräftiger sind. Dazu ein weibliches Zitat: „Man kann auf der Welt keinen Frieden haben, solange in der Liebe Krieg ist.“ Sabine Lichtenfels ist eine gesellschaftliche Innovatorin. Wenn es stimmt, was sie sagt, so hätte das Konsequenzen für unsere Welt. So wären Rüstungsmilliarden besser angelegt in der Befähigung der Gesellschaft zu einem freieren und rücksichtsvolleren Umgang mit sich selber. Eine banale Einsicht?

Zurück zu weniger grundlegenden Fragen: Was können wir Schweizer konkret tun für die Welt? Ich denke, es ist gut, sich diese Frage auch im nichtwirtschaftlichen gelegentlich zu stellen. Eine besondere Fähigkeit, die sich gerade aus der Konstellation mit der umgebenden EU heraus bietet, ist die des Pionierhaften. Die Schweiz hätte in der Tat die Möglichkeit aufgrund ihrer Tradition, finanziellen Unabhängigkeit und politischen Extrawurst pionierhafte Lösungen umzusetzen. Sie wäre also gelegentlich der Exot, der Querulant, der Künstler unter den Nationen. Und das zurecht und mit Stil. Es muss ja nicht so sein, dass Experimente immer diesen Labormief nach sich ziehen. Im Gegenteil: Die Schweiz kann zu Höchstformen auflaufen, wenn sie nach pionierhaften Leistungen gefragt wird. Das ist unsere Stärke. Wir haben die Berge bezwungen. Wir haben die Täler überspannt. Wir haben die Wälder gerodet (leider). Wir lieben den steilen Anstieg, die Herausforderung, das Aussergewöhnliche. Wir sind immer noch Bergler, innendrin, letztlich alle.

Dieses Arbeiten an etwas Neuem, Herausfordernden, Exemplarischen für die Welt würde uns passen und guttun. Es gibt ja nichts schlimmeres für ein pionierhaftes Volk, als wenn es nichts mehr erschaffen darf. Wenn alles schon besteht und nur noch behütet werden muss setzt die Verblödung ein. Die Schweizer werden paranoid und dekadent. Sie wissen nicht wohin mit ihrer Kraft. Und es ist eine gute Kraft, davon bin ich überzeugt, auch wenn mir nicht alle Miteidgenossen auf Anhieb geheuer sind. Aber es verbindet uns etwas, und es ist mehr als das Bankgeheimnis. Wir sind prädestiniert dafür,

Modernität und Innovation zu leben, und ich denke, wir haben es auch schon oft gemacht. Die Neutralität war nicht nur daher so geschätzt, weil sie angesichts der Kriege sehr schlaue war, sondern weil sie hochinnovativ und pionierhaft war. Sie war ein Massstab für gesellschaftliche Kompetenz. Die Schweiz leidet unter ihrer zu ruhmreichen Vergangenheit. Es macht sie gelegentlich immobil, museal, künstlich.

Die Schweiz könnte also eine Art Abbildung ihrer inneren Verhältnisse nach aussen generieren, von leitenden Psychologien rein aus Therapiezwecken schon empfohlen. Sie würde das Ideell-anarchische, das sie schon immer hatte, in den Dienst stellen von Projekten zum Wohle der Menschheit. Umgang mit Grundbesitz, Umgang mit Drogen, Umgang mit Energie, Wasser, Wald. Neue Lösungen mit Mobilität, Erziehung, Gesundheit. Ich bin sicher, es hat Ihnen mehrfach geklingelt bei diesen Stichworten. Die Schweiz ist ein Pionierland. Es macht keinen Sinn, normal sein zu wollen.

Herzlichen Dank.

Paul Dominik Hasler

Paul Dominik Hasler, geboren 1963, betreibt seit 15 Jahren das „büro für utopien“, ein gesellschaftlicher Think-Tank in Burgdorf bei Bern. Die Herkunft aus dem technischen Lager (Ingenieur ETH) zeigte ihm, dass die Potentiale der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutender sind als die der technischen, dass ihre Erschliessung aber neue Wege erfordert. Paul Dominik Hasler initiiert und begleitet mit seinem Büro Innovations- und Visionsprozesse und setzt sie mit seinen Kunden um. Er arbeitet nach dem Prinzip der „Wiederverzauberung“, beseelt also die Welt, um sie wohnlich und tragfähig zu machen. Er gestaltet Kommunikations- und Partizipationsprozesse, in welchen neue Sichtweisen überbracht und ausgetauscht werden. Zu seinen Kunden gehören Städte, private Unternehmen und Organisationen.

Paul Dominik Hasler lebt und arbeitet in Burgdorf und Berlin und publiziert regelmässig in „Zeitpunkt“ und „Kultur&Politik“. Er ist Mitinhaber der Büro für Mobilität AG in Bern.

Mehr dazu unter www.utopien.com

Kurzbeschreibung

Titel:

„Pionierland Schweiz oder die Kraft von Utopien“

Utopien gelten gemeinhin als unproduktive Flächen in der geistigen Kulturlandschaft. Gerade in der Schweiz scheint für sie kein Platz zu sein. Oder doch? Anhand einer subtilen Herleitung zeigt der Referent, dass gerade dieses Land eine Begabung darin hat, Neuland zu schaffen und Substanz zu generieren. Er zeigt auf, dass gesellschaftliche Innovation kein Zufall ist und einen Prozess in Gang setzt, der vieles ermöglicht, was wir uns heute noch teuer zu erkaufen versuchen. Der zukünftige Rohstoff der Schweiz könnte seine Pionierhaftigkeit sein.